

d

Alice Horáčková
Geteiltes Haus

ROMAN

Aus dem Tschechischen von
Sophia Marzolff

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2022
bei Nakladatelství Argo, Prag, unter dem Titel
»Rozpůlený dům«

Copyright © Alice Horáčková
Covermotiv: Gemälde von Ksenya Istomina,
»Kamilla« (Ausschnitt), Öl auf Leinwand, 70 × 50 cm
Copyright © Ksenya Istomina / Courtesy Galerie Bonnard,
Niederlande / www.galeriebonnard.com

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text
wurde vom Bayerischen Staatsministerium für
Wissenschaft und Kunst gefördert.

Diese Veröffentlichung wurde vom Kulturministerium
der Tschechischen Republik unterstützt.



MINISTRY OF CULTURE
CZECH REPUBLIC

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 mit einem Strukturbeitrag unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
180/26/852/1
ISBN 978 3 257 07400 0

*Meinem Vater und
meinem Onkel gewidmet*

Inhalt

Prolog

9

K.-u.-k.-Monarchie

II

Erster Weltkrieg

99

Erste Tschechoslowakische Republik

1918–1938

177

Zweite Republik

1938–1939

359

Zweiter Weltkrieg

437

Dritte Republik

1945–1948

765

Epilog

869

Danksagung

871

Die wichtigsten Personen

873

Zweisprachige Liste der Orte

875

Prolog

Eine Frau, weder jung noch alt, schrieb einen Brief. Schwer zu sagen, wann bei einer Frau das Alter beginnt, aber Anežka fühlte sich schon recht lange alt. Sie schrieb mit einem Bleistiftstummel und neigte den Kopf tief übers Papier. Sie war immer der Meinung gewesen, dass man seinen Gefühlen nicht unterliegen darf und dass die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung die starken von den schwachen Menschen trennt, doch hier und jetzt, in diesem Kabuff, das man kaum ein Zimmer nennen konnte, fielen ein paar Tropfen auf ihre saubere Schrift. Anežka wischte sie rasch mit der Hand weg, so viel wollte sie dann doch nicht von sich preisgeben.

Liebe Zdenka,

ich habe mich sehr gefreut, von Dir zu hören. Ich hoffe, Du kannst es lesen, mein Tschechisch ist nicht mehr sehr gut. Die Sache mit Hans kann ich nicht fassen. Zdenka, wie konnte das nur passieren?

Uns geht es hier sehr schlecht. Nichts gehört uns, niemand will uns, wir sind halt »Ausgewiesene«. Die Deutschen nennen uns »Böhmacken«. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie das ist, wenn man nicht einmal ein Kissen, ein Federbett oder eine Tasse besitzt. Ich

wohne bei einem Sattler, habe hier ein kleines Kämmerchen. Vinzenz tut, was er immer tut, Geschäfte.

Wenn wir doch irgendwann wieder nach Hause könnten, nur dafür leben wir noch. Hier in Bayern ist es nicht schön, es gibt fast nichts zu essen, und man kann nirgendwo Kleider oder auch nur einen Zentimeter Stoff bekommen. Und die Leute sind schrecklich.

Wie geht es Dir, Zdenka, Du kannst von Glück reden, dass Du zu Hause bist. Wenn ich an unser Riesengebirge und an Benetzko denke, muss ich weinen. Wie wir zusammen bei der Großmutter saßen, erinnerst Du Dich?

Wenn Du kannst, Zdenka, dann komm einmal her, und schau nach uns. Was macht Arnošt? Und weißt Du etwas vom Lehrer?

Schreibe mir gleich, Zdenka, ich freue mich so darauf. Und nun bleib schön gesund, ich grüße Dich herzlich,

Deine Anežka

Richte allen in Benetzko meine Grüße aus.

Und bitte geh einmal zum Grab, und zünde für alle eine Kerze an.

K.-u.-k.-Monarchie

Der Korb

Zdenka Honců wollte nicht auf die Welt kommen. Offenbar wollte sie überhaupt nirgendshin, denn sie stemmte sich mit den Füßen ab und wartete. Ihre Mutter ahnte nicht, dass die Geburt begonnen hatte, sie spürte keine Schmerzen, und wenn sie welche gespürt hätte, hätte sie ihnen keine große Bedeutung beigemessen. Ein leichtes Ziehen im Bauch hatte sie schon seit dem fünften Monat, je nun, wie's der Herrgott will, hienieden kommen nur die durch, die es können und noch dazu viel wollen.

Erst als die Fruchtblase platzte, rief man die Hebamme aus dem Nachbardorf, und die forderte sie auf, verschiedene Lagen zu probieren. Die Mutter gab sich Mühe, wechselte die Positionen – und nicht einmal dabei schrie sie besonders laut –, trotzdem kam das Kind mit dem Hintern voraus. Ein kleines rotes Häufchen, schlappe zweieinhalb Kilo, weniger, als Neugeborene gewöhnlich wiegen. Es war ein Glück im Unglück; wäre Zdenka größer gewesen, wären wohl beide gestorben. So starb nur ihre Mutter.

»Stell den Korb mit der Kleinen auf den Ofen, und bete«, befahl die Hebamme dem Vater Honců und machte sich auf den Weg, denn sie musste an diesem Abend noch zu den Hollmanns nach Hample. Es war zwar nicht weit, aber es ging bergauf, und die Hebamme war nicht mehr die Jüngste.

Der Wichtigtuer

Seit er denken konnte, glaubte Vinzenz, dass er etwas erreichen würde. Etwas Großes und Außergewöhnliches, an das man sich erinnern wird. Er war der Älteste der Hollmann-Kinder, zumindest wenn er seinen Bruder Emil nicht mitzählte. Der war zwar noch etwas älter, aber was war der schon für ein Hollmann? Dieser Tollpatsch hatte keine großen, starken Hände, er hatte nicht das längliche Gesicht und auch nicht die struppigen Augenbrauen, während Vinzenz all das hatte und stolz darauf war.

»Unsere Familie hat nämlich Spindlermühle begründet«, erklärte er oft seinem jüngeren Bruder Hans, der auch nicht aussah wie ein Hollmann. Er wiederum hatte Hände wie ein Taschendieb, blondes Haar und auf alles eine schlagfertige Antwort: »Aber warum haben sie's dann Spindlermühle genannt und nicht Hollmannsmühle?«

»Das musst du den Voater fragen«, fertigte Vinzenz ihn ab. Er wusste, dass Hans den Vater so schnell nicht fragen würde, denn dieser war Jahr für Jahr, von Schlammzeit zu Schlammzeit damit beschäftigt, Holz zu fällen, Baumstümpfe zu entfernen und die Wege nach Preußen mit Steinen zu pflastern.

»Was stehst du hier und hältst Maulaffen feil? Los, leg Holz nach, und gib Wasser auf die Katuffeln«, ertönte hinter Vinzenz eine heisere Stimme, und die runzelige Alte mit Kopftuch packte ihn am Ellbogen.

Vinzenz entwand sich ihr, die verkochten Kartoffeln hingen ihm schon zum Halse heraus, Katuffeln, Katuffeln, im-

mer nur Katuffeln ... Laut sagte er nichts. Es hatte keinen Zweck, mit der alten Hollmännin zu streiten. Für ihr Alter war sie stark wie ein Pferd, und sie hatte immer das letzte Wort.

»Und vergiss nicht, auch noch den Stall auszumisten, Vinze!« Diesmal war es nicht die Alte, sondern seine Mutter Amalie, die aus der Stube rief. Schwer lehnte sie in der Tür und hielt den Jüngsten, Otto, in einer Wickeldecke im Arm.

»Warum ich? Warum muss immer ich alles tun? Was ist mit dem Emil?«, fragte Vinzenz. Dabei wusste er gut, dass Emil unterwegs war, um den Männern mit den Baumstämmen zu helfen.

»Wart nur ab, bis Vater nach Hause kommt!«, drohte ihm die Mutter. Amalie war noch keine vierzig Jahre alt und sah aus wie fünfzig, so wie alle Frauen der Hollmanns. Sie hatte fünf lebendige und fünf tote Kinder ausgetragen und sollte das letzte mit fast fünfzig bekommen. Die kundige Henyška aus Markelsdorf würde dem Kind auf die Welt helfen, doch es sollte keinen Namen mehr erhalten. Der Stepanitzer Pfarrer würde den kleinen Körper lediglich mit einem weißen Tuch zudecken und der Steinmetz aus Starckenbach die deutschen Worte meißeln:

*Kurz, zu kurz war ihr irdisches Leben
Klein, zu klein war ihre Hand
Schmerzlich war ihr letztes Streben
Bevor sie stieg zum Grabesrand
Ruhe sanft!*

Doch das käme alles erst nach dem Großen Krieg. Jetzt legte Vinzenz ein weiteres Scheit in den Ofen, im Hinterkopf den hässlichen Gedanken, dass es letztlich nicht so furchtbar schlimm wäre, wenn es mit dem kleinen Schreihals genauso ausging wie mit Elsa, die ein halbes Jahr lang gelebt hatte und dann die Ruhr bekam. Oder wie mit Fridolin.

Der war angeblich durch einen tragischen Unglücksfall gestorben. Ha, dachte Vinzenz bei sich. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie sein Vater gegen die Wiege trat und der aus Leibeskräften brüllende Fridolin gute zwei Meter durch die Luft flog – und auf einmal war's still. Vinzenz verscheuchte diese Erinnerung lieber und ersetzte sie durch die Worte, die er von der Großmama gehört hatte: »Diese Kinder hatten sowieso keine innere Stärke – woher auch, sie hatten ja nicht mal anständige Knochen!«

Vinzenz wusste, dass man für anständige Knochen anständige Milch brauchte, und die einzige Kuh der Hollmanns war ihnen eingegangen. Sie hatte einen Nagel gefressen, und man hatte sie schlachten müssen. Oder lag es daran, dass die letzten beiden Kinder im Winter geboren waren und nicht im Sommer? Nein, seine Mutter hatte wohl recht, das Leben im Gebirge war einfach hart und würde es immer sein. Vinzenz hatte nicht vergessen, wie sie einmal zu ihm gesagt hatte: »Komm mit!«, und ihm den Stepanitzer Kirchhof gezeigt hatte, wo mittlerweile Fridolin, Elsa, Karl, Rudolf und Albin begraben lagen. Und nicht nur die, der gesamte obere Teil des Friedhofs war mit hübsch gepflegten kleinen Gräbern belegt. Dieses Bild hatte sich tief in Vinzenz' Gedächtnis eingebrannt, wo es weder Kriege noch

Vertreibung je würden auslöschen können. Und er sollte sich noch daran erinnern, wenn er schon lange nicht mehr sicher war, wie diese Geschwister von ihm eigentlich geheißen hatten.

Nein, er selbst würde ganz bestimmt kein so dummes Ende nehmen.

»Mein Bruder Vinzenz ist der schlimmste Wichtigtuer der Gegend. Dem kann man kein Wort glauben. Es ist aberwitzig, was der alles erzählt!«, meinte Emil, seit Vinzenz behauptet hatte, er hätte den Vater gegen Fridolins Wiege treten sehen.

Mein Bruder hat doch keinen Schimmer, versuchte Emil sich einzureden. Er selbst erinnerte sich nämlich noch genau, wie der kleine Fridolin gestorben war, wie er Tag und Nacht gehustet hatte. Es war nicht einfach ein Husten gewesen, es war der pfeifende Atem eines verendenden Welpen, dann hatte er einmal gebellt, und auf der Wickeldecke war Blut gewesen ... Da hatten alle gewusst, dass sie den Doktor nicht mehr zu holen brauchten, für den sie sowieso nicht das Geld hatten, nur noch den Priester. So war's gewesen, was immer sein Bruder da gesehen haben mochte, es wird viel geredet, wenn der Tag lang ist.

Anders als Vinzenz redete Emil nur wenig. Wenn er etwas sagte, stotterte er meist, und wenn er stotterte, blickte er den Leuten nicht in die Augen. Und weil er nicht aufsah, schaute er nach unten, wo sein Blick über geschwollene Beine, abgestoßene Stiefel, große Zehen schweifte. Er kannte alle Beine der Umgebung und wusste sehr sicher, dass die der jungen Zdenka die hübschesten waren. Aber nicht ein-

mal die interessierten ihn wirklich. Emil gewann immer mehr das Gefühl, dass er ohne andere Menschen besser dran war, er hätte gut und gern den ganzen Tag mit Werkeln im Schuppen verbringen können, um anschließend auf seiner Strohmratze in den Schlaf zu sinken; er blieb so still und unauffällig, dass die anderen manchmal vergaßen, dass es ihn gab.

Emil mochte zwar nicht reden, doch in seinem Kopf schwirrte es wie im Bienenstock. Warum kam er mit seinem Bruder so schlecht aus? Mit seinem Vater? Mit der Großmama? Warum war das Leben in der eigenen Familie so schwierig?

Manka Marunka

»Abendessen ist fertig«, brüllte die alte Hollmännin und machte das Kreuzzeichen über dem Brotlaib.

»Warten wir denn nicht auf den Voater?«, fragte Dolfi, die man nach der Großmutter Adolfine benannt hatte.

»Ich habe aber Hunger«, sagte der blonde kleine Hans.

»Na, dann lauf los, und hol ihn aus dem *Ráj*«, sagte die Alte mit hämischem Grinsen.

»Aber ich bin doch noch klein, schau, Großmama, was ich für schwache Beine hab«, erwiderte Hans, obwohl das nicht der Wahrheit entsprach.

»Klein und verflixt durchtrieben«, meinte die Großmutter und wandte sich an Emil: »Dann geh du, und hol ihn.«

»Nein, *ich* gehe!«, rief Vinzenz und sprang auf.

»Nee, lass du mal ruhig den Emil gehen.«

»Aber der braucht immer so lange«, murrte Vinzenz.

Emil stand widerstrebend auf. Er bemerkte das schiefe Grinsen der alten Frau und freute sich kein bisschen über die ihm zugewiesene Ehre. Warum ließ die Großmutter nicht Vinzenz ins Wirtshaus gehen, wenn ihm doch so daran gelegen war? Emil konnte sie nicht richtig durchschauen; seine Mutter meinte immer hinter vorgehaltener Hand, die Großmutter sei schadenfroh und habe es gern, wenn sich die Menschen in die Wolle kriegten.

Je näher Emil dem Gasthaus kam, desto weniger Lust hatte er hineinzugehen. Er mochte weder den Geruch von Schnupftabak noch das Stimmengewirr und den Lärm noch die Kartenspiele, und schon gar nicht mochte er, was der fünfzigprozentige Vogelbeerschnaps, den der Wirt des *Ráj* selbst brannte, mit seinem Vater machte. Auch die fröhlichen Mädchen, die sich am Tresen abwechselten und Schnaps servierten, waren ihm unangenehm. Angeblich wetteiferten sie manchmal bis spät in die Nacht darum, welche von ihnen der liebe Gott mit üppigeren Reizen ausgestattet hatte, indem sie sich kalte Biergläser ans Dekolleté drückten, wo die Stammgäste ihnen dann einen Strich hinmachten. Igitt.

Vor dem Wirtshaus graste unangebunden eine Stute mit kahlen Stellen im Fell. Mit ihren großen gelben Zähnen knabberte sie an den letzten Blättern eines Vogelbeerbaums. Emil kannte sie. Manka gehörte Gevatter Honcú, den alle immer nur »Mensche« nannten, weil er damit selbst fast jeden Satz begann. Kurz wandte die Stute ihren Kopf Emil zu und sah ihn an, als würde sie ihn verstehen.

Emil holte tief Luft, bevor er die Tür öffnete und ein paar

Schritte in Richtung des Eichenholztischs machte, an dem sein Vater Albert saß. Eine Weile stand er nur verlegen da, ohne dass ihn jemand bemerkte.

»Mensche, was gibt's Neues drüben in Preußen?«, dröhnte Honcũ durch den ganzen Gastraum.

»Was soll's geben? Da gibt's ja immer was Neues. Und da schau her, was du jetzt kriegst!« Albert knallte eine Karte auf den Tisch, dass die Gläser hüpfen.

Albert mochte Honcũ, die beiden hatten einmal als Jungen zusammen einen Leiterwagen gegen die Braun'sche Scheune sausen lassen, wobei die Wand durchbrach. Die Folgen waren eine heftige Tracht Prügel gewesen und der trotzigste Plan, sich gemeinsam nach Wien abzusetzen. Sie kamen gerade mal bis Hohenelbe.

»Kameraden auf ewig«, dröhnte Mensche wieder. Merklich leiser fügte er an: »Sag mal, du hast nicht zufällig was Aromatisches mitgebracht?«

»Hör mal, mir hat's dort pressiert, wie hätte ich da noch Kaffee auftreiben sollen?«

»Du meinst wegen der Grenzler?«

»Das auch. He, du musst eine Karte aufnehmen, du hast den letzten Stich. Warum kommst du nicht einfach mal mit in den Wald?«

»Nee, nee, mein lieber Schlawiner, ich bin damit fertig.« Mensche legte den Schellen-Buben auf den Tisch. Plötzlich zupfte ihn ein großäugiges, dunkelhaariges Mädchen am Ärmel. »Papa, wann kommst du nach Hause? Sonst müssen wir's wieder aufwärmen.«

»Wer Karten spielt recht gut und gern, dem droht so gleich der Zorn des Herrn«, seufzte Honcũ und strich sei-

ner Tochter über den Kopf. Dann sagte er zerknirscht: »Ich kann nicht nach Haus. Wir spielen gerade eine Runde Bettler.«

»Hast du überhaupt bemerkt, was für eine Schönheit dein Röschen wird, Mensche?«, fragte der junge Hanč, der mit Kartenspielen pausierte. Er zwinkerte dem Mädchen zu.

»Mit Verlaub, ich bin kein Röschen, ich bin Zdenka«, erwiderte Zdenka patzig, wurde jedoch ein bisschen rot. Was Männer betraf, so hatte sie noch reichlich Zeit, doch diese Hanč-Burschen gefielen ihr schon recht gut. Sie waren kräftig gebaute Sokolturner, die im Winter die schneebedeckten Hänge auf Skiern hinabfuhren. Der Graf von Harrach hatte diese Bretter aus dem Ausland eingeführt, und man hatte sie in der hiesigen Sägerei zu hobeln gelernt. Eigentlich hätte sie es auch gerne einmal probiert. Vielleicht konnte sie den jungen Hanč ja fragen, ob er ihr im Winter das Skifahren beibrachte?

»Großmama sa-sagt ebenfalls, es ... es gibt jetzt Abendessen«, stotterte nun Emil, dem es peinlich war, dass ihm das Honcú-Mädchen zuvorgekommen war.

»Verfluchte Bälger«, zischte Albert.

Er machte keine Anstalten aufzustehen, doch jetzt kam auch noch Vinzenz in die Gaststube gestürmt. Er blickte sich gar nicht erst um, sondern legte gleich los: »Abendessen steht aufm Tisch, die Großmama wird ungehalten, der Emil hätte längst hier sein ...« Da erst bemerkte er Emil.

Der Vater tat so, als hörte er seine Kinder nicht, darin war er ein Meister. Also spielte Mensche schulterzuckend seine Karte, Mariage war Mariage.

Zdenka neigte sich zu Emil. »Du, kannst du Ski fahren?«

»Tja also, ich ...« Emil wurde rot.

»Zdenička«, platzte Vinzenz dazwischen, »ich würde schrecklich gern mit dir Skifahren lernen.«

Zdenka kicherte: »Dafür musst du noch ein bisschen wachsen.«

»Dabei geht's nicht um Größe, sondern um Technik, weißt du?«

Wieder quietschte die Tür, diesmal erschien Amalie. Während sie durch den Raum eilte und ihren Mann bei der Schulter fasste, ertönte vom Tresen: »Möchte die gnädige Frau etwas trinken? Wir haben hausgemachten Vogelbeerschnaps, der hilft bei den verschiedensten Malaisen. Auch bei familiären ...«

Dröhnendes Gelächter brandete durch die Kneipe, und Albert stieß seine Frau grob weg: »Nirgends geh ich hin!«

Das war selbst für Honcú starker Tobak. Das Kartenspiel war eine himmlische Erfindung, aber das hier war es dann doch nicht wert.

Den Tränen nahe sagte Amalie: »Los, Kinder, gehn wir, Papa kommt gleich nach.« Ginge es nur nach ihr, könnten sie ebenso gut auch ohne den Vater zu Abend essen, wie schon den ganzen Sommer über.

Zdenka zeigte erschrocken zum Fenster. »Kommt da nicht eure Großmutter?«

»Oje, das gibt ein Theater!«, stieß Vinzenz aus. Aber es gab kein Theater, die alte Hollmännin blieb in der offenen Tür stehen und sagte so, dass es noch der letzte Säuffer im hintersten Winkel hören konnte, nur zwei Silben: »Al-bert!«

Plötzlich herrschte Stille im Wirtshaus, und die munteren Mädchen hinterm Tresen hielten im Ausschenken inne. Albert seufzte laut, legte seine Karten auf den Tisch und stand auf. Mit den Worten »Gönn dir einen Schlaftrunk für mich mit«, patschte er Honcû auf den Arm, ging hinaus und ließ die Tür hinter sich offen stehen. Amalie eilte ihm nach, und etwas verzögert gingen auch die Jungen und Zdenka hinterher.

»Zdenička, mach dir nichts draus, wenn dein Vater noch hier sitzen bleibt«, meinte Vinzenz, »wir haben unseren nur zu viert rausgekriegt, und du bist ganz allein!«

»Ich bin immer allein«, sagte Zdenka seufzend.

Draußen vor dem Wirtshaus senkte die Stute langsam ihren Kopf.

Zdenka streichelte sie. »Marunka, kommst du mit?«

»Warum ... nennst du sie Marunka, sie heißt doch ... Manka? Gerät sie da nicht ... durcheinander?«, fragte Emil.

»Sie ist furchtbar klug, weißt du«, meinte Zdenka.

»So wie du?«, sagte Vinzenz.

Zdenka lächelte. »Noch klüger.«

»Manka, komm!«, befahl Vinzenz dem Pferd. Doch die Stute schnaubte nur.

»Die gehorcht nur ihrem eigenen Willen. Sie kommt erst nach Haus, wenn sie Lust hast«, erklärte Zdenka, und Manka Marunka zeigte mit einem Kopfschütteln, dass es die reine Wahrheit war.

»Keiner gehorcht nur seinem Willen«, krächzte die alte Hollmännin und fuchtelte mit ihrem Stock herum. »Und diese Stute wird genauso enden wie alle vor ihr, als hageres Stück Ringsalami.«

Zu Hause setzte Albert sich wortlos an den gedeckten Tisch. Die Löffel klirrten und klimperten in den Tellern, dass es klang wie ein Glockenspiel. Auf einmal klatschte es, Emil sog laut Luft ein vor Schmerz und drehte den Kopf weg.

»Das ist dafür, dass du so schnell frisst!«, brüllte sein Vater. Emil schwieg und hielt sich die Wange. Es sollte keiner sehen, dass ihm Tränen in die Augen stiegen.

»Musst du ihn wegen jeder Kleinigkeit gleich schlagen?«, schrie Amalie.

»Was mischst du dich ein? Hättst du die Kinder anständig erzogen, müsst ich sie nicht gradebiegen. Schau dir doch an, was aus der Brut wird!«

Die Kinder blickten verbohrte in ihre Teller, keiner wollte der Nächste in der Reihe sein.

»Wie soll ich sie denn erziehen, wenn du ein halbes Jahr lang weg bist?«

»Ich verdiene immerhin das Geld, während du dich Gott weiß wo rumtreibst!« Albert schlug mit der Faust auf den Tisch, und das Baby in der Wiege fing an zu weinen.

»Und wer, glaubst du, besorgt das ganze Hauswesen, wenn du nicht hier bist? Wer bettelt in der Nachbarschaft? Wer erniedrigt sich vor deinen Verwandten? Damit Liborius ein paar Tropfen Milch für deine Kinder hergibt? Glaubst du, das tu ich gern? Ich kann nicht mehr ... ich ...«, schluchzte Amalie.

»Du bist nur wütend, weil wir dich aus der Kneipe geholt haben, das ist alles«, sagte Emil, ohne ein einziges Mal zu stottern, und wusste selbst nicht, wie er dazu kam.

»Was sagst du da?«, brüllte sein Vater.

»Ich ... ich ...«, stammelte Emil nun wieder.

Der Vater bückte sich nach etwas am Boden. Als er hochkam, hielt er eine Kette in der Hand. Eine recht dünne Kette, wie man sie benutzt, um Ziegen auf der Weide anzubinden, damit sie nicht durch die ganze Welt spazieren, doch immerhin eine Eisenkette.

»Um Gottes willen, Albert, ich bitte dich!«, rief die aufspringende Amalie und packte ihren Mann am Arm, während Emil die Augen schloss und seine Hände um den Stuhlrand klammerte. Er wusste, wie weh es tat, mit dem Gürtel verdroschen zu werden, er wusste auch, wie weh es tat, die Peitsche abzubekommen, doch mit der Eisenkette holte sein Vater zum ersten Mal gegen ihn aus. Emil dachte an seinen kleinen Bruder Fridolin und nahm sich fest vor, den Vater nicht anzuflehen und auch nicht zu schreien, diese Freude wollte er keinem machen, nicht der Großmutter, nicht dem Vater und am allerwenigsten seinem Bruder.

Doch es kam kein Schmerz. Nichts. Nur die Tür knallte.

»Mein Voater hat immer gesagt: Schade um jeden Schlag, der danebengeht«, krächzte die alte Hollmännin und folgte ihrem Sohn hinaus auf den Hof.